

die leicht veränderte Fassung einer Tübinger Dissertation von 2010. Sie beruht zumindest in Griechenland weitgehend auf Autopsie.

In der Einleitung (S. 1–4) konstatiert Hans von Mangoldt, dass die Wissenschaft zwar großes Interesse an makedonischen Kammergräbern zeige, dass aber »ein die Vorläufer einbeziehendes Überblickswerk [...] ebenso wie ein annähernd vollständiger, beschreibender Katalog« fehle. Diese Lücke will das vorliegende Werk schließen. Zunächst wird die Forschungsgeschichte seit etwa einhundertfünfzig Jahren skizziert. Zielsetzung und Gliederung der Arbeit werden so dargestellt: »Die vorliegende Arbeit erfasst makedonische Kammergräber in Griechenland, der Türkei und auf Zypern möglichst vollständig sowie beispielhaft einige ihrer Vorläufer und Vorstufen. Das Hauptaugenmerk liegt auf der architektonischen Gestaltung der Monumente. Architekturgeschichtliche Entwicklungen werden ebenso aufgezeigt wie Bauschritte und Nutzung eines Grabes. Wandmalerei wird als Teil der Architektur beschrieben, nicht aber darüber hinausgehend ausführlich behandelt. Bestattungs- und Grabgebräuche sind in dieser Arbeit ebenfalls von Untersuchungen ausgenommen« (S. 3).

Das Verständnis des Autors von seinem Gegenstand wird in dem Abschnitt »Definition der in dieser Arbeit verwendeten Begriffe« (S. 4) deutlich: Hier erläutert der Absatz »Makedonisches Kammergrab« die konstituierenden Merkmale dieser Gruppe. Dabei sieht Mangoldt zu Recht die Fassade als nicht entscheidend an, da sie den meisten überwölbten Kammergräbern auch innerhalb Makedoniens fehlt. Problematischer erscheint mir, dass auch der Tumulus zur Disposition gestellt wird, der innerhalb Makedoniens unabdingbar ist. Auch das echte, aus Keilsteinen errichtete Gewölbe als Eindeckung der Grabkammer gehört für den Verfasser nicht zu den unerlässlichen Bestandteilen eines makedonischen Kammergrabes, die Überwölbung der Kammer – auch mit einem innen rund ausgearbeiteten Kragsteingewölbe – aber durchaus, denn Gräber, die eine solche nicht aufweisen, werden zu den Vorstufen gezählt beziehungsweise ausgeschieden.

Mit »Kline« wird ein Totenlager bezeichnet, unabhängig davon, ob dieses als Möbel gestaltet ist oder nicht. Sie ist unterschieden vom Klinensarkophag beziehungsweise vom Sarkophag, die beide als Behälter für die Bestattung dienten. Gemäß den zu Beginn genannten Zielsetzungen wird die Vielfalt der Bestattungsweisen nicht weiter diskutiert.

Der Begriff »Makedonien« schließlich definiert das Gebiet, das dem Reich Philipps II. (im Jahr 336 v. Chr.) entspricht. Dass dieses Makedonien »weit bis in ehemals jugoslawisches und in bulgarisches Staatsgebiet hinein« reicht, wird hier zwar erwähnt, die dortigen Gräber werden aber im Folgenden nicht entsprechend den im heutigen Griechenland gelegenen behandelt.

Ein eigenes Kapitel (S. 5–21) ist den Überlegungen »Zu den Ursprüngen des Keilsteingewölbes und sei-

Hans von Mangoldt, **Makedonische Grabarchitektur. Die Makedonischen Kammergräber und ihre Vorläufer**. Verlag Ernst Wasmuth, Tübingen 2012. Band I (Textband) mit X und 441 Seiten, Band II (Tafelband) mit 146 Tafeln und 8 Karten.

Spätestens seit der Entdeckung des sogenannten Philippsgrabes in Vergina vor über fünfundsiebzig Jahren ist das Interesse an den prachtvollen Grabanlagen der makedonischen Elite groß. Einen umfassenden Überblick über die mittlerweile stattliche Zahl dieser und ähnlicher Monumente verspricht vorliegende Arbeit,

nem frühen Auftreten im griechischen Raum« gewidmet. Es soll eine Antwort auf die Frage geben, »ob die neue Bautechnik Eigenentwicklung oder Import« ist.

Zunächst stellt Mangoldt die Vorstellung in Frage, die zugrunde liegende Technik müsse aus Ägypten oder dem Vorderen Orient entlehnt sein. Vielmehr lasse sich lediglich konstatieren, dass sie sich um die Mitte des vierten Jahrhunderts schnell und weit verbreitete, wobei offen bleiben muss, wo das erste Grab mit Keilsteingewölbe entstanden ist. Südrussland bleibt in der Diskussion, doch sieht der Autor die süd-russischen Gräber eher in der Nachfolge der makedonischen Anlagen als umgekehrt.

Im Folgenden wird die Verwendung der Keilsteingewölbeteknik vorrangig für Gräber (S. 12–17) in den Blick genommen. Ungelöst muss die Frage bleiben, ob sie zuerst für Stadttore oder für Grabkammern zum Einsatz kam. Nach einem Überblick über die einschlägigen Monumente muss von Mangoldt festgestellt werden: Kein Bau, ganz gleich ob sepulkral oder fortifikatorisch, lässt sich mit Sicherheit früher datieren als die frühesten makedonischen Gräber. Die Tatsache aber, dass es keine Entwicklungs- oder Vorstufen für Keilsteingewölbe in der makedonischen Grabarchitektur selbst gibt, ist nach Ansicht des Verfassers kein Grund, einen Einfluss von außerhalb anzunehmen, da derartige Vorstufen auch anderswo nicht nachzuweisen sind. Als einzige Möglichkeit wird dann doch Ägypten erwogen, wo es echte Gewölbe aus Werkstein vor der Mitte des vierten Jahrhunderts gab.

Hier sei angemerkt, dass der Verfasser in den Einzelbeschreibungen des Katalogs durchaus von einer Experimentierphase in der Wölbetechnik ausgeht. Damit könnte beispielsweise erklärt werden, weshalb das sogenannte Eurydikegrab in Vergina X (B 135) vollständig in eine Quaderarchitektur »eingepackt« wurde, weshalb das Gewölbe des sogenannten Philippsgrabs Vergina IV (B 129) eine Baunaht aufweist und außen verputzt ist, und möglicherweise auch, dass einige Gräber (noch?) flach gedeckte Vorkammern haben. Eine frühere Datierung als in der Literatur vorgeschlagen zieht der Autor daher für die Gräber Vergina VII (B 132) und Angista-Bahnhof I (B 28) in Erwägung. Auch im Katalogtext zu Vergina VI (B 131), dem Grab mit den dicht vor der Front stehenden dorischen Vollsäulen, ist (S. 285) von einer »Phase freien Experimentierens« die Rede. Dem steht die Datierung um 300 allerdings entgegen.

Ein Kapitel über mögliche Erwähnungen von echten Gewölben in der antiken Literatur (S. 23–29), insbesondere die bekannte Platonstelle (Plat. leg. 947 d–e) über die Grabbauten für die Euthynen seines Idealstaates, kann zur Klärung nicht viel beitragen. Mangoldt will aber nicht ausschließen, dass »erste tonnen-gewölbte Makedonische Kammergräber schon vor Platons Tod, also um 350 v. Chr., existiert haben könnten«.

Entwicklungslinien zum makedonischen Kammergrab lassen sich dennoch zeichnen (S. 31 f.). Die Vor-

stufen liegen in vergrößerten Steinkistengräbern, die von außen zugänglich waren. In der Zugänglichkeit für weitere Bestattungen sieht der Verfasser sicherlich zu Recht einen Grund für die Entwicklung dieser Grabform. Fassaden kommen bereits zu Beginn des vierten Jahrhunderts, also vor der Einführung der Gewölbedecken, an einigen mit Pultdach gedeckten Vorstufen vor.

Einen allgemeinen chronologischen Überblick über die Geschichte der makedonischen Kammergräber gibt der Verfasser darüber hinaus nicht. Er konstatiert lediglich, dass nach der Mitte des dritten vorchristlichen Jahrhunderts die Größe und der Reichtum der Ausstattung deutlich abnehmen und Fassaden ebenso wie Gräber mit zwei Kammern deutlich seltener werden. Bei aller Unsicherheit der Datierung im Einzelnen wäre es hilfreich gewesen, dies versuchsweise in einer Grafik oder Tabelle anschaulich zu machen. Das Phänomen wird hier mit einer historischen Überlegung verknüpft: »Nach der Eroberung durch die Römer werden in den hellenistischen Reichen offensichtlich keine makedonischen Kammergräber neu errichtet und bestehende nur vereinzelt für weitere Bestattungen genutzt.« Die Frage, ob es dort vorher diese Gräber gegeben hat, braucht sich der Autor nicht zu stellen, da er die Kriterien zur Definition der Grabform so weit gefasst hat, dass so gut wie sämtliche gebauten Kammergräber in diese Kategorie fallen. Bei Verwendung von Ziegelmauerwerk mit Mörtel kann allerdings auch von Mangoldt nicht umhin, eine Entstehung in der Kaiserzeit anzunehmen; er nennt dafür einige Beispiele, auch in Makedonien selbst.

Ein einziges Kapitel sucht die Fülle der Einzelbeobachtungen zusammenzufassen (S. 33–42), es ist mit »Bauschritte und Nutzung eines Makedonischen Kammergrabs« überschrieben. Der Verfasser wählt als Gliederungsprinzip den Werdegang eines Grabes von der Wahl des Bauplatzes über die Errichtung und die Ausstattung bis zur Bestattungszereemonie, aber auch weiter bis hin zur Beraubung und Zweckentfremdung in neuerer Zeit. Der Vorteil einer solchen Vorgehensweise, aber auch ihr Nachteil, liegt darin, dass alle Phänomene gebündelt dargelegt werden können, ohne sie einordnen, bewerten oder in eine zeitliche Reihenfolge bringen zu müssen. In wenigen kurzen Sätzen werden hier auch Auswertungen der Verbreitungskarten vorgenommen, so die Erkenntnis, dass Gräber mit zwei Kammern und solche mit vorgeblendeten Fassaden auf Makedonien konzentriert sind, solche »mit Überbau« (s. dazu unten) dort fast nicht vorkommen. Ein Stomion, also ein der Kammer vorgeschalteter kleinerer Raum, gehörte überwiegend in Thrakien zur Grabarchitektur.

Ein wichtiger, wenn auch oft wenig repräsentativer Bauteil ist der Dromos, also der Zugang vom Rand des späteren Tumulus zum Eingang der Grabkammer. Er hatte sowohl bautechnischen als auch ästhetischen Erfordernissen zu genügen: Die Bauteile sollten ungehindert an ihren Platz kommen, die Front des Grabes

als Ganze sichtbar bleiben. Bezüglich des Dromos bemüht sich Mangoldt auch in den Katalogeinträgen immer um eine möglichst klare Beschreibung des Sachverhaltes und beleuchtet damit einen wichtigen Aspekt der Anlagen, die sowohl eine Schaufront als auch einen Grabhügel aufweisen.

In der Folge werden Schritt für Schritt die Arbeiten bei der Errichtung eines Grabes beschrieben, belegt jeweils mit der Aufzählung der entsprechenden Katalognummern in den Fußnoten. Dass dabei keine typologische, chronologische oder geographische Gruppierung oder Schwerpunktbildung dargelegt werden kann, liegt auf der Hand. Als eine der seltenen Beobachtungen zu örtlichen Besonderheiten erfährt man, dass insbesondere in Vergina mehrere Kammergräber unter ein und demselben Grabhügel liegen können. In mehreren Fällen scheint eine Reinigung vor der erneuten Belegung eines Grabes nachweisbar beziehungsweise plausibel, was für die Datierungsmöglichkeit der Bauten eine Einschränkung bedeutet. Eine kurze Auflistung nachantiker Nutzungen beschließt den Überblicksteil. Dem architektonisch prägnantesten Element der Denkmälergruppe, nämlich den aufwendigen Fassaden mit Halbsäulen und Giebeln, ist kaum ein zusammenfassendes, gruppierendes oder reihendes Wort gewidmet. Hier wurde eine Gelegenheit, die sich durch die Zusammenstellung auch der Bilder geboten hätte, nicht genutzt. In dieser Hinsicht wird das Vorhaben, architekturgeschichtliche Entwicklungen aufzuzeigen, nicht verwirklicht.

Es folgt der Katalog (S. 43–377), der rein vom Seitenumfang her den Löwenanteil des Buches ausmacht. Die Vorbemerkungen erläutern den Aufbau: Der erste Teil umfasst die Vorläufer beziehungsweise Vorstufen, der zweite die eigentlichen makedonischen Kammergräber, jeweils in alphabetischer Reihenfolge. Die Bezeichnungen entsprechen modernen Siedlungsnamen, die Beschreibungen folgen immer demselben Schema. Sie sind teilweise von erheblicher Redundanz; eine straffende Verwandlung von Datensätzen in Katalogtexte hätte ohne Informationsverlust etliche Seiten eingespart und den Katalog lesbarer gestaltet.

Als Vorläufer und Vorstufen makedonischer Kammergräber sind die siebzehn Monumente im Katalog A meist durch die Abwesenheit einer tonnengewölbten Überdachung qualifiziert, zudem durch ihre Datierung. Bemerkenswert ist aber, dass diese Vorläufer keineswegs alle vor die frühesten tonnengewölbten Gräber, sondern gleichzeitig mit diesen in die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts gesetzt werden, dies mitunter nicht durch die Ausgräber, sondern durch Mangoldt. Es handelt sich also nicht eigentlich um Vorläufer oder Vorstufen, sondern um einen anderen Grabtypus. Ob dieser vielleicht Grabinhabern niedriger gesellschaftlicher Stellung zukam – etliche dieser Gräber teilen sich den Grabhügel mit größeren Kammergräbern –, wird nicht thematisiert.

Katalog B führt die makedonischen Kammergräber auf, nach der Definition des Verfassers also alles, was eine überwölbte Kammer hat, gleichgültig, ob darin

Lokuli eingearbeitet sind, Sarkophage stehen oder ob darauf noch ein Obergeschoss folgt, und gleichgültig, in welcher Landschaft das Ganze gelegen ist. In alphabetischer Reihenfolge werden hier 145 Gräber in Griechenland vorgestellt. Von B 146 bis B 201 folgen die in der heutigen Türkei gelegenen. Hier beruhen die Beschreibungen nicht mehr auf Autopsie, sondern geben die Publikationen wieder. Den Abschluss (B 202 – B 207) bilden die Anlagen auf Zypern. Auch hier ist den (modernen) Ortsnamen keine Landschaftsangabe hinzugefügt, so dass man die Gräber auf der Verbreitungskarte suchen muss und keine Anschauung von Nachbarschaft oder Entfernung gewinnt. Es kann hier nicht auf die Gräber im Einzelnen eingegangen werden. Viele weisen durchaus Übereinstimmungen in der Bautechnik mit den Grabanlagen Makedoniens auf. Sind sie nun von dort inspiriert worden oder parallel dazu entstanden? Diese Frage wird nicht aufgeworfen, da sie ja nach Auffassung Mangoldts nicht als getrennte Gruppen anzusehen sind. Bei den vorgeschlagenen Datierungen hält der Autor meistens Mittelkurs, das heißt, er lehnt sowohl vorhellenistische als auch nachhellenistische Datierungen ab. (Das Maussoleion von Halikarnass wird nicht etwa aus chronologischen Gründen ausgeklammert, sondern weil das Kragsteingewölbe der Grabkammer vermutlich nicht halbrund ausgeschnitten war.) Auf etliche typologisch stark abweichende und meines Erachtens kaiserzeitliche Gräber kann hier nicht eingegangen werden. Manches hätte sich gewiss präzisieren lassen, wenn der Autor die Funde hätte berücksichtigen können, was nur in ganz seltenen Fällen geschieht. Zumindest im Falle der öfter erwähnten »Parfümfläschchen« (sic!) oder »Lämpchen« wäre es einen Versuch wert gewesen. Mit Hilfe von Lampen und Unguentarien ließe sich die eine oder andere Datierungsfrage durchaus entscheiden. Auch die Landschaften, in denen die Gräber liegen, haben mit ihrer jeweils eigenen Geschichte und Tradition Einfluss auf Entwicklungen oder Abhängigkeiten. Darauf wird nicht eingegangen. Entsprechendes gilt für die Monumente in Griechenland. Dass dies allerdings im Rahmen dieser Arbeit nicht zu leisten war, liegt auf der Hand.

Es folgen Appendizes. Der erste nennt ein Grab in Axioupolis, das als direkter Nachfolger apostrophiert wird, weil es vollständig aus ungebrannten (sic!) und gebrannten Ziegeln errichtet sei. Appendix B enthält eine Liste makedonischer Kammergräber auf dem Balkan und im nördlichen Schwarzmeergebiet, nach Staaten von West nach Ost fortschreitend, innerhalb dieser alphabetisch geordnet. Die Gräber werden nur kurz kategorisiert, aber weder beschrieben noch abgebildet. Hier wird ein starkes Ungleichgewicht deutlich, das nur durch die erschwerte Zugänglichkeit der Befunde und der Literatur zu rechtfertigen ist, denn einige der hier aufgeführten Grabanlagen befanden sich ja auf dem Boden des antiken Makedoniens. Appendix C listet sechzehn Gräber auf, die in der Forschung als makedonische Kammergräber geführt wurden, aber

beispielsweise als Felsgräber oder gar nicht existierend ausscheiden. Appendix D (S. 395–406) enthält eine Konkordanztafel zu sechs bisher publizierten Katalogen makedonischer Kammergräber. Diese erleichtert die Identifizierung einzelner Monumente, da ihre Nummerierungen und Benennungen oft nicht übereinstimmen. Es folgt ein Glossar (S. 407–409), das ausschließlich bautechnische Fachbegriffe erläutert, einige davon auch in einer schematischen Zeichnung illustriert. Vermissen wird man die Erklärung des Begriffs »pseudo-isodom«, den der Verfasser des Öfteren benutzt, um die Abfolge ungleich hoher Quaderschichten zu bezeichnen. Dies weicht von dem weit verbreiteten und in Handbüchern illustrierten Sprachgebrauch ab, niedrige und hohe Schichten im Wechsel so zu bezeichnen.

Ein Index (S. 410–412) erschließt den Katalog nach Einzelelementen, die nur zum Teil im übergreifenden Kapitel behandelt wurden. Hier wird deutlich, welches Erkenntnispotential in dem durch Mangoldt gesammelten Material schlummert. Und auch, dass die architektonische Gestaltung der Grabfassaden kaum im Fokus stand, denn Stichworte wie »Halbsäule«, »Pilastr« oder »Basis« und ähnliche fehlen.

Das Literaturverzeichnis (S. 413–424) wird einmal in chronologischer und einmal in alphabetischer Reihenfolge präsentiert. Es dient nicht dazu, Abkürzungen aufzulösen. Denn auch dutzende Male zitierte Literatur wird immer in voller Länge wiedergegeben. Die Transliteration griechischer Autorennamen wird nicht konsequent gehandhabt, was die Auffindung der Werke in Bibliothekskatalogen erschweren kann.

Der Abbildungsnachweis macht deutlich, dass mit wenigen Ausnahmen Reproduktionen verwendet wurden. Von den vierunddreißig Monumenten, die nicht abgebildet werden, hat der Autor vier – davon drei in Makedonien, eines in Thessalien – selbst aufgesucht, aber doch keine eigenen Aufnahmen abgebildet, vielleicht um die Rechte der Ausgräber nicht zu beeinträchtigen.

Im Tafelband wird ansonsten versucht, jedes Grab ausreichend zu illustrieren, was weitgehend gelungen ist. Die Qualität der Abbildungen hängt von derjenigen der Vorlagen ab. Die anschließenden Faltkarten geben – im Text weitgehend unkommentiert – die Verbreitung der im Katalog erfassten Denkmäler an. Zunächst die Vorläufer aus Katalog A, die sich, den Prämissen des Autors folgend, auf Makedonien und ein einsames Beispiel auf Rhodos beschränken, wobei die riesige Fläche Kleinasiens leer bleibt. Karte 2 zeigt die Verbreitung der Kammergräber des Kataloges B in Griechenland, Kleinasien und auf Zypern. Auf Karte 3 sind die kragsteinüberwölbten Gräber verzeichnet. Eine Konzentration in Karien scheint sich anzudeuten. Karte 4 zeigt die Lage der Gräber mit zwei Kammern, also der aufwendigeren Anlagen. Hier liegt der Schwerpunkt eindeutig in Makedonien, noch stärker konzentrieren sich dort die Gräber mit Fassaden (Karte 5). Der einzige »Ausreißer« ist ein Grab in Kaunos

(B 175). Es hat einen schlichten Giebel und ist damit – so viel sei angemerkt – in Lykien mit seiner Felsgräbertradition nicht allein. Die Kartierung der Gräber mit »zweifelsfrei oder mutmaßlich überdachten Dromoi« (Karte 6) offenbart die weite Streuung dieser Anlagen über das gesamte untersuchte Gebiet. Lediglich im makedonischen Kerngebiet bleibt die Karte fast leer. Auf Karte 7 sind die Gräber »mit Überbau« verzeichnet, diejenigen also, die anstatt eines Tumulus ein zweites Geschoss über der Grabkammer aufweisen. Auf diese Monumente sei kurz eingegangen: Um sie der Gruppe der makedonischen Gräber zuweisen zu können – das geschieht nicht in einem übergeordneten Text, sondern lediglich in Listen und in den Katalogeinträgen – muss Mangoldt jeweils für eine hellenistische Datierung eintreten, was dem in der Forschung meist einhelligen kaiserzeitlichen Ansatz widerspricht. So im Falle von B 35 (Athen-Chalandri) und B 55 (Kallion) mit einem profilierten Sockel nach Art eines Podiums, der nicht nachträglich angefügt worden sein kann. In B 41 (Delphi) könnte eine hellenistische Grabkammer den Kern des Monumentes gebildet haben; in der publizierten Form ist das Grab jedenfalls ins zweite Jahrhundert der Kaiserzeit zu setzen. Ähnliches gilt für B 104 (Perivoli) und B 107 (Philippi), das einzige Beispiel in Makedonien. Die Verbreitungskarte 8 schließlich zeigt die Gebiete nördlich des heutigen Griechenland sowie die westliche und nördliche Schwarzmeerregion.

Die Arbeit versammelt eine eindrucksvolle Menge von teils an entlegener Stelle publizierten Einzelinformationen. Damit ist das Material aufbereitet und der Grund gelegt für weiterführende Fragestellungen, etwa für eine Geschichte der Kammergräber mit Wölbdecke. Ob sie »makedonisch« zu nennen sind, muss sich dann noch herausstellen.

Frankfurt a. M.

Berthild Gossel-Raech